

Humanitäre Hilfe Schweiz

Eine Zwischenbilanz

Walter Rüegg, Christoph Wehrli (Hrsg.)

NZZ LIBRO E-Book

Verlag Neue Zürcher Zeitung



Humanitäre Hilfe Schweiz

Eine Zwischenbilanz

Walter Rüegg, Christoph Wehrli (Hrsg.)

NZZ LIBRO E-Book

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Humanitäre Hilfe Schweiz Eine Zwischenbilanz

Walter Rüegg, Christoph Wehrli (Hrsg.)

Verlag Neue Zürcher Zeitung

Herausgeber, Autoren und Verlag danken für die freundliche Unterstützung durch Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) Stiftung Glückskette

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2016 Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich

Der Text des E-Books folgt der gedruckten 1. Auflage 2016
(ISBN 978-3-03810-135-2)

Lektorat: Ingrid Kunz Graf, Schaffhausen
Titelgestaltung: TGG Hafen Senn Stieger, St. Gallen
Datenkonvertierung: CPI books, GmbH, Leck

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werks oder von Teilen dieses Werks ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN E-Book 978-3-03810-175-8

www.nzz-libro.ch

NZZ Libro ist ein Imprint der Neuen Zürcher Zeitung

Inhalt

Zum Geleit

Didier Burkhalter, Bundesrat

Vorwort

«Die unstrukturierten Konflikte verlangen neuartige Flexibilität»

Interview mit Peter Maurer, Präsident des IKRK

I. Wahrnehmung und Reaktionen

«Die Glückskette ist auch ein Instrument gegen die Abstumpfung»

Interview mit Roger de Weck, Generaldirektor der SRG SSR

Gratwanderungen

Katastrophen und Medien – Erfahrungen eines Korrespondenten
während der Ebola-Krise in Liberia 2014

Patrik Wülser

Humanitäre Wirksamkeit unter erschwerten Bedingungen

Faktoren der Spendenbereitschaft – eine persönliche Einschätzung

Tony Burgener

Vitalität in einer Sisyphusarbeit

Die Entwicklung von Organisationen der humanitären Hilfe in der
Schweiz

Christoph Wehrli

II. Die Praxis heute

«Die Schweiz leistet viel Vorbildliches»

Interview mit Toni Frisch, Chef der Humanitären Hilfe des Bundes von 2000 bis 2011

Ein breites und innovatives Instrumentarium

Wie die Schweiz den Herausforderungen der internationalen humanitären Hilfe begegnet
Manuel Bessler

Richtige Hilfe am richtigen Ort?

Projektbeurteilungen und Lehren
Göpf Berweger

Hilfe in fragilen Kontexten

Der Fall Haiti
Edita Vokral

Der dauerhaften Wirkung auf der Spur

Evaluation des Wiederaufbaus nach dem Tsunami von 2004
Adriaan Ferf und Paola Fabbri

III. Trends und künftige Herausforderungen

«Die «Lieferkette» der Hilfe ist länger geworden»

Interview mit Gilles Carbonnier, Professor am Institut für internationale und Entwicklungsstudien in Genf

Neue Tendenzen in der humanitären Hilfe

Schweizerische Nichtregierungsorganisationen (NGOs) vor mehrfachen Herausforderungen

Ruth Daellenbach

«Hidden agenda» oder humanitäres Handeln?

Religiös motivierte und kirchennahe Organisationen in der
Katastrophenhilfe
Odilo Noti

Humanitäre Hilfe in einer vernetzten Welt

Lernprozesse aus der Sicht von Terre des hommes Kinderhilfe
Vito Angelillo und Marc Kempe

IV. Not und soziale Werke in der Schweiz

«Hilfswerke greifen neue soziale Problemlagen auf»

Interview mit Carlo Knöpfel, Professor an der Hochschule für Soziale
Arbeit, FHNW, Basel

Menschliche Solidarität

Die Entwicklung eines gesellschaftspolitischen Prinzips
Jürg Krummenacher

Private Katastrophenhilfe im Inland

Erfahrungen – Einsichten – Perspektiven
Christian Gut

V. Spenden und Kommunikation

«Der Köder muss dem Fisch und nicht dem Angler schmecken»

Neue Trends in der Kommunikation von Hilfswerken
Interview mit Lorenz Spinaz, Leiter der Agentur Spinaz Civil Voices
in Zürich

Transparenz und Qualität

Rechenschaftslegung im Schweizerischen Roten Kreuz

Lilian Iselin, Beat von Däniken und Thomas Gass

Grosszügigkeit und ihre Bedingungen

Spenden, Fundraising und Selbstregulierung

Martina Ziegerer

Spenden in der Schweiz

Ein Überblick des Spendenmonitors von 1997 bis 2014

Walter Rüegg

VI. Anhang

Kurzporträts der Hilfswerke

Tabellen: Entwicklungshilfe und humanitäre Hilfe 1980–2014

Herausgeber, Autorinnen und Autoren

Bildnachweis

Personen- und Sachverzeichnis

Zum Geleit

Die Schweiz, der Frieden und die Sicherheit

Fast täglich nehmen wir wahr, was es bedeutet, auf humanitäre Hilfe angewiesen zu sein. Bilder von Menschen, die unter Kriegen leiden, die aus ihrer Heimat vertrieben worden sind oder die vor Erleichterung weinen, weil sie nach einer Fahrt voller Gefahren übers Meer das rettende Ufer erreicht haben, machen uns betroffen. Und sie machen deutlich, dass wir uns engagieren müssen, um diesen Menschen zu helfen. Das gebieten die Menschlichkeit und unsere solidarische Grundhaltung, das ergibt sich auch aus der Verantwortung, welche die Schweiz übernimmt. Zudem liegt das Engagement für stabile Verhältnisse in den Regionen der Welt, auch wenn sie noch so entfernt sein mögen, im Interesse der Schweiz.

Was aber ist unter dem Begriff «humanitäre Hilfe» genau zu verstehen? Wie wird humanitäre Hilfe definiert?

Was sind ihre grundlegenden Merkmale und leitenden Prinzipien? Wann geht sie in Entwicklungszusammenarbeit über, und wie geht die Schweiz die aktuellen humanitären Herausforderungen an?

Diese Fragen gewinnen in der heutigen Welt, die von zahlreichen Naturkatastrophen und Konflikten geprägt ist, zunehmend an Bedeutung. Die Schweiz kann und will nicht abseits stehen, wenn es darum geht, die Folgen der Krisen zu bewältigen.

Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten EDA, zu dem die humanitäre Hilfe der Deza gehört, sowie die Schweizer Nichtregierungsorganisationen sind im humanitären Bereich heute schon sehr engagiert. So setzen wir uns für die Flüchtlinge und Vertriebenen des Syrienkonflikts ein, wir leisten Soforthilfe nach Naturkatastrophen wie 2015 beim Erdbeben in Nepal, Wiederaufbauhilfe und Katastrophenvorsorge. Verschiedene Facetten dieser humanitären Hilfe werden im vorliegenden Buch dargestellt. Dabei wird deutlich, dass wir in

unserem Engagement nicht nachlassen dürfen. Denn in vielen Regionen der Welt sind Stabilität und Frieden gefährdet, und darunter leiden in erster Linie die Menschen.

Instabilität betrifft aber nicht nur ferne Länder. Auch in der südlichen und östlichen Nachbarschaft Europas prägen vermehrt Kriege, geopolitische Friktionen und Staatszerfall das Bild. Die Folgen dieser Konflikte und der fehlenden Perspektiven vieler Menschen werden innerhalb Europas immer sichtbarer.

Wir müssen und wollen deshalb noch mehr tun. Die Schweiz wird sich weiterhin aktiv und intensiv einsetzen, um langfristig einen Beitrag zur Bekämpfung von Konfliktursachen, zur Stärkung der Zivilgesellschaft, zur Achtung der Menschenrechte und zur Förderung von verantwortungsvoller Regierungsführung auf nationaler und lokaler Ebene zu leisten. Auch die Konflikt- und Katastrophenprävention wird zu einer immer wichtigeren Aufgabe der Schweiz, deren Effizienz und Unparteilichkeit ausgewiesen und anerkannt sind.

Unsere Diplomatie sowie unsere internationale Zusammenarbeit sind stärker gefordert denn je. Das Ausmass und die Komplexität der Krisen verlangen kombinierte Lösungen. Im Syrienkonflikt kann humanitäre Hilfe zwar Leiden lindern; um das Leid jedoch zu beenden, muss eine politische Lösung erzielt werden. Ihre langjährige Erfahrung bei der Friedensförderung sowie bei Menschenrechtsfragen hilft der Schweiz, den internationalen Dialog zu politischen Fragen mitzugestalten und die menschliche Sicherheit vor Ort nachhaltig zu verbessern. Mit ihrem Engagement für wirksame multilaterale Normen sowie für die Stärkung des humanitären Völkerrechts leistet die Schweiz einen weiteren Beitrag zu Frieden und Sicherheit.

Bundesrat Didier Burkhalter
Vorsteher des Eidgenössischen Departements für auswärtige
Angelegenheiten EDA

Vorwort

Humanitäre Hilfe ist die Reaktion auf humanitäre Notlagen, die durch Naturkatastrophen, Epidemien oder Gewaltkonflikte verursacht sein können. Diese Definition des *Handbuchs Humanitäre Hilfe* schliesst Katastrophen- und Wiederaufbauhilfe ein, nicht jedoch Entwicklungshilfe, auch wenn die Grenzen zwischen Wiederaufbau- und Entwicklungshilfe in einzelnen Fällen schwer zu ziehen sind. Ziel der humanitären Hilfe ist es, während und nach Naturkatastrophen und von Menschen verursachten Krisen Leben zu retten, Leid zu lindern und die Würde des Menschen zu wahren, aber auch Vorsorge und Prävention im Hinblick auf künftige Katastrophen zu leisten. Sie ist geleitet von den humanitären Prinzipien der Menschlichkeit, Unparteilichkeit, Neutralität und Unabhängigkeit und basiert auf internationalen Rechtsgrundlagen. Sie umfasst sowohl die Bereitstellung von lebenswichtigen Gütern (Nahrung, Wasser, sanitäre Anlagen, Unterkunft, Kleidung, Gesundheitsdienst und psychosoziale Hilfen) als auch Schutz vor Gewalt und Verfolgung sowie die Unterstützung von Bewältigungsstrategien.¹

Die Definition macht klar, dass all jene, die humanitäre Hilfe leisten, sich in einem höchst schwierigen Gebiet bewegen und sich enorm anspruchsvollen Zielen verschrieben haben. Der umfassende und wertverpflichtete Begriff «humanitär» umfasst so hohe Anforderungen, dass keine Organisation und kein Hilfswerk ihnen vollumfänglich genügen kann. Das hat weniger mit den Leistungen der humanitären Organisationen zu tun als mit Bedingungen und Restriktionen, welche die Hilfe vor Ort prägen und oft behindern. Helfen ist vor allem in Bürgerkriegen, angesichts von grossen Flüchtlingsströmen und bei der Katastrophenbewältigung in «failed states» riskant und schwieriger geworden.

«Heute ist es vor allem und fast ausschliesslich die Zivilbevölkerung, die unter den Folgen von Gewaltkonflikten und Kriegen zu leiden hat. Das humanitäre Völkerrecht, das unter anderem noch auf der Unterscheidung

zwischen Soldaten und Zivilpersonen beruht, hat in den sogenannten neuen Kriegen seine Wirkkraft eingebüsst; es wird von Gewaltakteuren nicht respektiert. (...) Für die Hilfsorganisationen und ihre Mitarbeiter ergeben sich daraus hohe Sicherheitsgefährdungen.»² Dazu kommt, dass humanitäre Organisationen oft vor Ort nicht mehr zugelassen werden. Kooperationen mit lokalen Hilfswerken sind zwingend. Können sie angesichts dieser Erschwernisse noch wirksame Hilfe leisten – in den Augen der Betroffenen und der Geldspender?

Die humanitäre Hilfe wird von der Öffentlichkeit und den Medien mit kritischer Aufmerksamkeit verfolgt. Zahlreiche Hilfsorganisationen haben sich diesem Geschäft verschrieben, das rund 1 Milliarde Schweizer Franken pro Jahr umsetzt. Die Frage, nach welchen Gesichtspunkten diese Mittel eingesetzt werden und ob sie etwas bewirken, ist legitim, besonders in einem Land, das die humanitäre Bewegung mitbegründet hat und sich ihren Anliegen gegenüber seit Jahren grosszügig zeigt.

Das vorliegende Buch versammelt als Bestandesaufnahme Beiträge zu den Entwicklungen und Fragestellungen, denen sich Hilfswerke heute gegenübersehen. Es konzentriert sich auf die grösseren schweizerischen Hilfswerke und lässt aus Platzgründen zahlreiche kleinere Initiativen aus, die oft von Idealisten geführt werden und auf grosse Leistungen im Kleinen stolz sein können. Die weltweiten Veränderungen der Hilfswerksszene, der Einfluss der Medien auf die Wahrnehmung von Katastrophen, die komplexen Fragen der Projektbeurteilung und -kontrolle und das Fundraising stehen im Vordergrund. Kurzporträts der wichtigsten privaten Werke schliessen den Band ab.

Dass das Buch in kurzer Zeit zustande gekommen ist, verdanken wir dem Zuspruch, den Ratschlägen und dem Engagement vieler. Besonders zu nennen sind Tony Burgener, Direktor der Glückskette, Genf, und Botschafter Toni Frisch, ehemals Chef Humanitäre Hilfe der Deza, Bern. Lorenz Spinass (Spinass Civil Voices) hat uns einen Entwurf des Bucheinbands zur Verfügung gestellt und Carla Storz die Auswahl bekannter Plakatkampagnen schweizerischer Hilfswerke. Martina Stoffel hat die englischsprachigen Beiträge gekonnt übersetzt. Zahlreiche

Hilfswerke haben durch ihre Textbeiträge und Fotos konkrete Einblicke in ihre Tätigkeit ermöglicht. Ihnen allen sei an dieser Stelle herzlich gedankt! Den Autoren und Autorinnen sowie den Interviewpartnern danken wir für ihre qualifizierten Beiträge und die zahlreichen Anstösse, die sie uns gegeben haben; dem Historiker Severin Rüegg für die statistischen Übersichten, welche die Entwicklung der Ausgaben für humanitäre Hilfe aufzeigen, und Nadja Lützel, die das Verzeichnis der grösseren schweizerischen Hilfswerke erstellt hat.

Da ein Buchprojekt immer auch Sponsoren benötigt, schulden wir der Glückskette und der Deza (Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit) grossen Dank – ohne ihre substanziellen Beiträge hätte dieser Band nicht erscheinen können! Wir hoffen, dass das Buch dazu beiträgt, das Verständnis für die Anliegen der humanitären Hilfe und die Arbeitsweise der schweizerischen Hilfswerke zu fördern.

Zürich, Januar 2016

Die Herausgeber

Walter Rüegg, Christoph Wehrli

¹ Lieser, Jürgen und Dijekzeul, Dennis: Handbuch Humanitäre Hilfe, Springer Verlag: Berlin 2013, S. 11 und S. 13.

² Ebd., S. 411.

«Die unstrukturierten Konflikte verlangen neuartige Flexibilität»

Interview mit **Peter Maurer**, Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz

Die zahlreichen Naturkatastrophen und das wachsende Flüchtlingselend wecken den Eindruck, dass wir in einer Welt immer häufigerer Katastrophen leben. Trifft das zu?

Die einschlägige Forschung ergibt, dass die Intensität und die Häufigkeit von Naturkatastrophen höchstwahrscheinlich zunehmen, und wir haben viele Hinweise, die dies bestätigen. Mit Bezug auf Konflikte, von Menschen verursachte Katastrophen, haben wir keinen wissenschaftlichen Gradmesser, sondern nur subjektive Eindrücke. Was wir aus unserer Erfahrung kennen, ist eine Veränderung der Konflikte. Sie sind zunehmend unstrukturiert. Statt zwischen zwei oder mehreren Staaten spielen sie sich öfter zwischen schwierig definierbaren Gruppierungen ab. Zugleich hat sich das Bild gegenüber den Schlachtfeldern, die wir noch von den Weltkriegen her vor Augen haben, verändert. Wir können zum Teil auch gar nicht mehr so klar unterscheiden, was Gewalt in einem politisch-ideologischen Konflikt ist und was ganz einfach Verbrechen, urbane Gewalt oder interethnische und religiös motivierte Konflikte zwischen Gruppen sind. Wir haben Anzeichen, dass das internationale System aus den Fugen geraten ist und immer mehr Mühe hat, ordnend in Konflikte einzugreifen. Das zeigt sich deutlich an den landesintern Vertriebenen und den Flüchtlingen, bei denen wir es mit Zahlen zu tun haben wie noch nie seit dem Zweiten Weltkrieg.

*Wie geht das IKRK mit solchen unstrukturierten Konflikten um?
Wie verhält es sich beispielsweise, wenn auch schlicht
kriminelle Banden an der Gewalt beteiligt sind?*

Unsere oberste Devise ist es, zu sehen, welches die humanitären Auswirkungen von Gewalt sind und wie wir Opfer besser schützen und ihnen helfen können. Wir handeln in unterschiedlichen Rechtsräumen. Gewisse Formen von Gewalt finden in Kontexten statt, in denen wir noch starke Hinweise auf einen rechtlichen Rahmen gemäss den Genfer Konventionen haben. In internen bewaffneten Konflikten gilt deren Artikel 3, der erstens allen Parteien bestimmte Verpflichtungen auferlegt und zweitens dem IKRK eine Legitimation gibt, sich mit diesen Konfliktparteien im Rahmen seines Mandats zu engagieren. In Syrien besteht ein solcher interner bewaffneter Konflikt. Die Parteien haben Verpflichtungen, und wir pochen auch darauf, dass wir für unser Engagement den Spielraum gemäss den Genfer Konventionen erhalten. Dann gibt es aber auch Situationen, in denen wir diese Legitimation nicht haben. Dort müssen wir uns arrangieren. Es gibt zwei Verhaltensweisen. Erstens kann uns eine Regierung trotz allem sagen, wir sollten mit einer Gruppierung in Kontakt treten, um gegen die Auswirkungen von Gewalt anzugehen. Selbst eine Regierung, die eine kriminelle Bande oder eine terroristische Organisation im Rahmen der Rechtsordnung bekämpft, kann ein solches Interesse haben. Wenn wir – im zweiten Fall – keinen solchen Hinweis eines souveränen Staats haben und uns ausserhalb der Genfer Konventionen bewegen, konzentrieren wir uns darauf, so gut wie wir es eben können, die Auswirkungen der Gewalt für die Zivilbevölkerung einzudämmen. Allerdings gibt es keine rechtsfreien Räume. Auch wenn die Genfer Konventionen nicht anwendbar sind, ist nicht alles erlaubt. Wenn es nötig ist, bezieht sich das IKRK auf die Menschenrechtsverpflichtungen, um in einen Dialog mit der betreffenden Partei zu kommen. Wir sind also in einer komplexen Situation und versuchen, flexibel zu sein.

*Kann das IKRK also immer weniger darauf vertrauen, dass
seine Rolle von den Konfliktparteien anerkannt wird?*

Vertrauen kann man nie. Auch in der Vergangenheit konnten wir uns nie blind auf die Akzeptanz der Genfer Konventionen verlassen; wir mussten uns in jeder Konfliktlage wieder neu versichern, dass die geltenden Normen und das IKRK in seiner Tätigkeit respektiert werden. Aber um sich dieses Respekts bei den Kriegsparteien zu versichern, braucht es heute viel mehr Zeit und Energie. In den Weltkriegen und in der Nachkriegszeit, als die Genfer Konventionen in Kraft traten, kam es nicht unbedingt zu fundamentalen Infragestellungen, auch wenn es nicht einfach eine «licence to operate» gab, die wir jetzt verloren hätten.

Wirkt sich nicht gerade im Nahen und Mittleren Osten die europäische Prägung des Roten Kreuzes negativ auf die Akzeptanz des IKRK aus?

Es gibt Regionen, wo wir Zielscheibe und Opfer von Stigmatisierungen rund um das Emblem geworden sind. Aber es gibt auch hier keine festen Muster mehr, weder im positiven noch im negativen Sinn. Es gibt Situationen, in denen das IKRK als Ausdruck der christlich-abendländischen Kultur wahrgenommen wird. Aber es gibt ebenso viele Situationen, in denen wir problemlos in muslimischen, buddhistischen oder anderen Kulturräumen unsere Arbeit machen können. In der Regel haben wir, je länger wir irgendwo tätig sind und erklären können, was wir machen, auch entsprechende Unterstützung und Legitimität.

Das IKRK wendet einen grossen Teil seiner Mittel für «Unterstützung» auf, auch für Gesundheitsversorgung, Infrastruktur und Ähnliches. Wie passt das zu seiner ganz spezifischen Mission?

Mit seinem Profil bleibt das IKRK eine ziemlich einzigartige Erscheinung in der Landschaft humanitärer Organisationen. Wir haben ein Mandat durch die Genfer Konventionen und sind ein schweizerischer Verein, wir haben eine Aufgabe bezüglich der Weiterentwicklung des humanitären Völkerrechts, und über die Rotkreuzkonferenzen sind wir verbunden mit den Vertragsstaaten der Genfer Konventionen und ihren

Politiken zur Umsetzung der Konventionen. Wir sind also in Recht und humanitärer Politik tätig, und wir unterhalten eine ganze Serie von Hilfs- und Schutzaufgaben, von Operationen also, die Zivilisten vor den Auswirkungen der Gewalt schützen. Die operationelle Tätigkeit fällt budgetmässig am meisten ins Gewicht, aber das bedeutet nicht, dass es die wichtigste Tätigkeit des IKRK wäre. Es geht nicht einfach nur darum, Bedürftigen zu helfen. Es geht auch darum, Verhaltensweisen von Kriegführenden zu ändern und eine Situation zu schaffen, in der Menschen besser geschützt sind. Zentral dafür ist der Auftrag aus jedem der Genfer Abkommen, dieses «unter allen Umständen einzuhalten und seine Einhaltung durchzusetzen». Die Verpflichtung liegt bei den Staaten, aber das IKRK hat das Mandat, die Staaten bei der Umsetzung ihrer Verpflichtungen zu unterstützen. Einen grossen Teil unseres Budgets macht denn auch der Lohn aller Spezialisten aus, die wir für dieses Engagement anstellen.

Manchmal engagiert sich das IKRK längere Zeit in Bereichen wie Gesundheitsdienste oder Trinkwasserversorgung, um sich, wie es scheint, Akzeptanz zu «erkaufen». Werden solche Einsätze nicht zur Dauereinrichtung?

Das Ineinandergreifen von kurz- und längerfristiger Hilfe, von Not- und Strukturhilfe beschäftigt die humanitäre Gemeinschaft schon sehr lange und stellt auch uns von verschiedenen Ecken und Enden her vor grosse Herausforderungen. Es erfüllt auch uns mit Sorge, dass Konflikte immer länger andauern und dass wir in den letzten 15, 20 Jahren nur an wenigen Orten einen wirklichen Ausstieg geschafft haben. Immerhin: Im Balkan hatten wir während der 1990er-Jahre eine der grössten Konzentrationen von IKRK-Aktivitäten, und heute ist dort noch eine Handvoll von Delegierten, die sich mit den immer noch vermissten Personen beschäftigen. Auch im Kaukasus, wo es ja immer noch Spannungen gibt, haben wir unsere Aktivitäten erheblich reduziert. Eine der Stärken dieser Organisation ist es immer noch, dass wir Ausstiege und Einstiege schneller als andere bewerkstelligen. Wir beobachten immer sorgfältig, ob es uns wirklich

braucht. Wir versuchen nicht, uns durch Entwicklungshilfe etwas zu erkaufen. Wenn es uns nicht mehr braucht, ziehen wir unsere Ressourcen noch so gerne ab, weil wir wissen, dass sie übermorgen in zentraleren Konflikten gebraucht werden.

Dennoch: Übernimmt das IKRK zum Beispiel in Afghanistan oder in Zentralafrika nicht Aufgaben von Entwicklungsorganisationen oder des Staats?

Das erleben wir ein bisschen anders. Wir erleben eher Situationen, in denen wir mit unseren Kollegen von Médecins Sans Frontières fragen müssen: «Where is anybody?» Ich wäre noch so froh, wenn an Orten, wo ein gewisser Grad von Stabilität erreicht worden ist, eine Übergabe an andere Operateure für längerfristige Strukturhilfe möglich wäre. Das ist aber ausserordentlich schwierig, denn oft sind Entwicklungsagenturen in noch immer schwierigen Kontexten ganz einfach abwesend. Häufig ist auch das Vertrauen, das über längere Zeit entsteht, ausschlaggebend für gute Arbeit. Wir haben uns im Rückblick grosse Vorwürfe gemacht, dass wir unsere Präsenz in Westafrika zu schnell abgebaut hatten. In der Folge fehlten uns die Kapazitäten, um schnell auf Ebola zu reagieren. Die Epidemie war letztlich eine Langzeitfolge von Krieg, weil dieser die Gesundheitssysteme zerstört hat. Wir haben trotzdem einiges geleistet. Aber Sie sehen das Dilemma.

Soll längerfristige Präsenz also auch der Vorbereitung für den Fall einer (weiteren) Krise dienen?

2002, zur Zeit meines Vorgängers, lautete die Analyse dieses Hauses, dass der Sahel vor möglichen grösseren Konflikten stehe. Aufgrund dieser Erkenntnis hat das IKRK an vielen Orten kleine Vertretungen eröffnet, um wenigstens präsent und für einen stärkeren Gewaltausbruch gewappnet zu sein. Das war keine ganz leichte Entscheidung; denn es wurde nicht geschossen, es schien ruhig zu sein, doch wir wussten, dass es nicht ruhig war. Weil wir dieses Netzwerk aufgebaut hatten, waren wir 2012 fähig, innert kürzester Zeit im Norden von Mali und in den Nachbarländern eine riesige Operation

zu starten. Wir konnten innerhalb weniger Wochen 500 000 Leute versorgen und halbe Viehherden durchfüttern und bauten zehn medizinische Zentren auf.

Wo ist, umgekehrt, der Platz anderer Hilfsorganisationen?

Wir stehen alle vor den gleichen Herausforderungen. Wir haben alle unser Mandat, unsere «Politik» und wurden unter bestimmten Rahmenbedingungen geschaffen, und wir stellen fest, dass die Probleme nicht mehr in diese Rahmen fallen. Zwischen dem, was wir uns unter humanitärer Hilfe vorgestellt haben, und dem, was wir uns unter Entwicklungszusammenarbeit vorgestellt haben, wächst ein riesiger Raum von Bedürfnissen, der nicht klinisch sauber in den einen oder den anderen Bereich gehört. In diesem Raum versuchen wir uns möglichst kreativ und innovativ zu bewegen. Für Entwicklungsorganisationen bedeutet dies, dass sie zunehmend in unsicheren, fragilen Kontexten tätig sein müssen. Und für das IKRK bedeutet es, dass es sich immer mehr gezwungen sieht, auch in nicht offenen Konflikten tätig zu sein. Beide haben eine Verantwortung, die Kompetenzen des einen allenfalls besser mit denen des anderen zu verbinden und die ursprünglichen Spezifitäten besser zum Tragen zu bringen. Beide erhalten auch interessante Signale von den Geldgebern. Die Diskussionen in den Ministerien von Geberländern verlaufen analog zu denen unter humanitären und Entwicklungsorganisationen. Viele Staaten schaffen neue Finanzgefäße und leiten Mittel für Entwicklungs- und humanitäre Hilfe zum Beispiel in einen Fragilitätsfonds. Die Weltbank und die Afrikanische Entwicklungsbank haben ebenfalls entsprechende Fazilitäten geschaffen. Was ich also für das IKRK suche, ist weniger eine Fokussierung auf einen abgeschlossenen humanitären Bereich. Vielmehr sehen wir uns in Räumen und müssen klären, wer in einem bestimmten Raum welchen Aspekt der Probleme gut und wirksam angehen kann. Wenn es bei Auswirkungen von Gewalt darum geht, Recht, Politik und operationelle Unterstützung intelligent miteinander zu verbinden, dann sind es Bereiche, in denen das IKRK in seiner Tradition Mehrwert schafft. Es gibt anderes, wo andere den Lead übernehmen.

Wie sieht unter diesen Umständen die Arbeitsteilung zwischen dem IKRK und den nationalen Rotkreuzgesellschaften aus?

In der Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung finden wir zunehmend Möglichkeiten, wie wir das internationale Mandat des IKRK und die Kompetenzen der nationalen Gesellschaften intelligent aufeinander abstimmen können. An der Konferenz über die Verminderung von Katastrophenrisiken in Sendai zum Beispiel haben die Föderation und die nationalen Gesellschaften die Federführung übernommen und die Rotkreuzbewegung bezüglich dieser Thematik positioniert. Das IKRK war nur ganz bescheiden bei einem oder zwei für uns relevanten Themen und mit einer kleinen Delegation beteiligt. In Kuwait, an der Geberkonferenz für Syrien, habe ich die Rotkreuz- und Rothalbmondbewegung repräsentiert, und in Jemen kommt dem IKRK die entscheidende Koordinationsrolle zu. Nach dem Erdbeben in Nepal koordinierte die Föderation der nationalen Gesellschaften die Antwort, aber das IKRK leistete Beiträge zur Suche der Vermissten und beim Umgang mit den Leichen, weil wir aus naheliegenden Gründen die Spezialisten dafür haben.

Welche Organisationen ausserhalb der Rotkreuzbewegung kommen für eine Zusammenarbeit infrage?

Wir arbeiten sehr gern mit allen zusammen, die dort sind, wo wir sind. Wenn ich auf die letzten Jahre zurückblicke, dann sind es immer Médecins Sans Frontières. Wir haben inzwischen gut eingespielte Kooperationsmodelle, weil wir an Orten sind, wo sehr wenige andere sind, und zusammen eine kritische Masse von internationaler humanitärer Aktion erreichen. Wir arbeiten grundsätzlich mit allen zusammen, mit denen wir uns im Feld koordinieren können. Einen grossen inneren Vorbehalt habe ich gegen die vielen Koordinationssitzungen in Vier- und Fünfsternehotels von Hauptstädten, die weit weg sind von den wirklichen Problemen vor Ort und wo über Kooperation in einer ausserordentlich verdinglichten Art gesprochen wird.

Gibt es trotz Vermehrung der Akteure weisse Flecken auf der humanitären Landkarte?

Ohne Zweifel. Wir haben nicht überall Zugang, und es gelingt uns nicht überall, Zugang auszuhandeln. Es gibt ganze Bereiche, wo wir humanitäre Bedürfnisse vermuten und nicht einmal eine solide Abklärung dieser Bedürfnisse vornehmen, geschweige denn eine humanitäre Aktion in grösserem Stil aufbauen können. Wir haben heute beispielsweise keinen stabilen Zugang zu Territorien, die von Gruppen des Islamischen Staats kontrolliert sind, und zu Gebieten von Boko Haram in Nigeria. Wir leben immer noch in einem internationalen humanitären System, in dem die nationale Souveränität entscheidend ist dafür, ob internationale – und nationale – humanitäre Organisationen an einem bestimmten Ort Hilfe leisten dürfen. Die betreffenden Uno-Resolutionen und auch die Genfer Konventionen sind letztlich unter dem Vorbehalt der nationalen Souveränität abgefasst worden; es gibt nur ganz wenige Elemente, die diese nationale Souveränität durchbrechen und für internationale humanitäre Operateure Rechtsansprüche schaffen. Meistens sind wir also auf unsere Insistenz angewiesen und auf unsere Fähigkeit, immer wieder – allenfalls täglich – Zugang zu diesen weissen Flecken auszuhandeln. Dies ist schwierig, weil im Umfeld Gewalt herrscht, aber auch wegen der nationalen Souveränität und wegen der Sicherheitsüberlegungen, die diese nationalen Instanzen anstellen.

Bedauern Sie manchmal, dass das IKRK auf militärischen Schutz seiner Aktionen verzichtet?

Wir haben uns natürlich in den letzten Jahren und Monaten, auch veranlasst durch Gewaltereignisse an unseren Delegierten, immer und immer wieder auseinandergesetzt mit der Frage nach der bestmöglichen Sicherheitsdoktrin für eine humanitäre Organisation. Wir sind immer und immer wieder zum Schluss gekommen, dass es für uns keine Lösung ist, bewaffneten Schutz zu verlangen oder unsere Sicherheitsphilosophie in dieser Richtung zu ändern. Wir sind nach wie vor fest der Meinung: Humanitäre Arbeit muss auf dem Konsens der Beteiligten beruhen. Bereits

der Gründung des IKRK lag letztlich die Prämisse zugrunde, dass es etwas gibt, zu dem sich alle Kriegsparteien bekennen: dass unparteiliche, unabhängige, neutrale humanitäre Hilfe geleistet werden muss. Unsere Sicherheitsphilosophie ist viel mehr als eine Sicherheitsphilosophie, sie gehört zu unserer Identität. Dabei haben wir nie gesagt, dass es nicht auch robuste internationale Sicherheitsaktivitäten geben soll. Aber wir haben immer gesagt: Es muss eine klare Trennlinie und Trennwand geben zwischen humanitärer Arbeit, die auf der Einsicht und dem Einverständnis der Kriegsparteien beruht, und nicht auf Konsens gestützten Zwangsmassnahmen der Staatengemeinschaft, handle es sich jetzt um Beschlüsse des Sicherheitsrats oder eines anderen Gremiums. Auch sind wir durchaus der Meinung, dass es unsere Pflicht ist, die Vertragsstaaten der Genfer Konventionen und die internationalen Institutionen auf ausserordentliche Verletzungen des humanitären Völkerrechts aufmerksam zu machen, damit diese politischen Gremien die notwendigen Entscheide fällen können.

Mit welchen Entwicklungen und Herausforderungen rechnen Sie in Zukunft?

Was uns stark beschäftigt, ist das Faktum, dass es die typische humanitäre Situation nicht mehr gibt. Wir haben es immer wieder mit völlig anderen Gemengelagen von Problemen zu tun, die uns kein Standardvorgehen mehr erlauben. Ein Beispiel: Wir sind heute in Regionen tätig, in denen es praktisch nichts gibt und humanitäre Arbeit Substitution ist, also für fehlende Strukturen einspringt, wie in der Zentralafrikanischen Republik oder im Südsudan. Und dann sind wir in Ländern wie Syrien, Libanon, Jordanien, Nigeria oder der Ukraine tätig, in Volkswirtschaften mit mittlerem Durchschnittseinkommen, wo wegen Gewalt und Fragilität plötzlich ein internationaler Akteur nötig ist, die Voraussetzungen für humanitäre Arbeit aber völlig anders sind. Es gibt dort privatwirtschaftliche Unternehmen und einen Markt in der Nähe, es gibt viele lokale Kapazitäten, und es braucht nicht immer unbedingt einen Delegierten aus Genf. Oder wir haben es mit Auswirkungen von Gewalt in Städten Lateinamerikas zu tun,

wo wir nicht gleich wie in einem offensichtlichen Konflikt reagieren können. Wir müssen mit den Behörden zusammenarbeiten, mit der Polizei, den Sozialdiensten und dem nationalen Roten Kreuz. Wir haben also eine neue Bandbreite von humanitärer Aktivität und müssen viel agiler, flexibler sein; wir müssen auch bereit sein, mit den lokalen Kräften zusammenzuarbeiten und neue Partnerschaften mit der Wirtschaft aufzubauen.

Inwiefern ist das IKRK mit seinem international gewordenen Personal (noch) eine schweizerische Institution, und inwiefern wird eine solche Besonderheit auch heute gepflegt?

Wir sind eine schweizerische Organisation, weil wir ein schweizerischer Verein sind und unseren Sitz in der Schweiz haben, also schweizerischem Recht unterstehen. Wir erhalten grosszügige Unterstützung von der Schweiz wie auch von vielen anderen Ländern, und diese Unterstützung erlaubt uns, nach unserem Mandat und unseren Grundsätzen tätig zu sein, weil die Schweiz und andere Geberländer die Unabhängigkeit des IKRK respektieren. Wir fühlen uns insofern von der Schweiz so unabhängig wie von den USA oder Schweden oder den Niederlanden oder einem anderen Land. Es gibt allerdings noch eine «Software». Ich finde, das IKRK ist auf eine ausserordentlich interessante Art schweizerisch, und zwar in der Art und Weise, wie die Organisation funktioniert, darin, wie stark sie konsensual, nahe bei den Problemen, prinzipienorientiert und doch sehr pragmatisch arbeitet. Das tönt nach Floskeln, aber es sind Ingredienzien der schweizerischen politischen Kultur, die für das IKRK eine grössere Bedeutung haben, als es die Zusammensetzung der Mitarbeitenden oder die Struktur der Geldmittel vermuten liessen. Ich kenne keine vergleichbare Organisation, die so stark von unten nach oben strukturiert ist. Um auf die Sicherheitsfrage zurückzukommen: Der Delegationschef entscheidet, ob er diese oder jene Operation am Tag X durchführt und ob das Risiko vertretbar ist, während im ganzen Uno-System das Department for Security in New York bestimmt, ob die Mitarbeiter aufs Feld können oder nicht. Eine der organisatorisch-

kulturellen Leistungen des IKRK in den letzten 20 Jahren ist, wie ich finde, dass es sich bei den Mitarbeitern so stark multinationalisiert hat und doch so stark mit den Kernelementen schweizerischer politischer Kultur ausgestattet ist. Die Generation von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die aus anderen Ländern zum IKRK gekommen sind, hat sich ganz stark in diese humanitäre, pragmatische, prinzipienorientierte Bottom-up-Organisation eingefügt und sich deren Betriebskultur zu eigen gemacht. Wenn ich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei mir im Büro habe, kommt es mir manchmal vor wie eine schweizerische Gemeindeversammlung, auch wenn ein Mitarbeiter aus Mali, Argentinien, Libanon oder Afghanistan stammt. Das ist das Faszinierende an dieser Organisation.

I. Wahrnehmung und Reaktionen

«Die Glückskette ist auch ein Instrument gegen die Abstumpfung»

Interview mit **Roger de Weck**, Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft SRG SSR

Katastrophen sind für uns in der Regel nur dann Katastrophen, wenn uns die Medien darüber informieren. Für diese ist es unumgänglich, eine Auswahl zu treffen. Nach welchen Kriterien berichten die SRG-Medien über Katastrophen?

Vorweg: Derzeit sind sämtliche Medien überfordert, denn ein Drittel der Welt ist eine einzige Katastrophe. Wir haben einen Bogen des Chaos von der Ukraine über den Nahen und Mittleren Osten bis nach Pakistan, beinahe dem ersten atomaren «failing state». Und einen zweiten Chaos-Bogen von Jemen über Somalia, den Sudan, Libyen, wo ein Staat nach dem anderen scheitert, bis hin zu Boko Haram. Katastrophe ist allgegenwärtig. Katastrophe wird – ich sage es nicht zynisch, sondern berührt – gewöhnlich.

Wie gehen Medien damit um? Wir alle sind auf der Suche. Die SRG-Medien versuchen wie jedes Medium, die Ereignisse zu ordnen, wenn denn das zu bewältigen und sittlich ist. Jede Katastrophe nämlich bringt jenes Mass an Leid, das sich journalistischem Einordnen verweigert. Im Journalismus ist wie immer die Aktualität ein Kriterium. Eine neue Katastrophe findet mehr Aufmerksamkeit, als wenn es sich um die jahre- oder jahrzehntelange Fortsetzung einer Katastrophe handelt. Ein Gesichtspunkt ist auch die weltpolitische Brisanz: Werden weitere Regionen destabilisiert? Und selbstverständlich ist das Leiden der Menschen massgebend. Lauter Kriterien zwar, aber trotz aller Professionalität stehen wir vor Katastrophen etwas hilflos da.

Manche Katastrophen dringen also kaum ins Bewusstsein der Weltöffentlichkeit, weil sie sozusagen Dauerkatastrophen sind?

So sehe ich das nicht. Die Dauerkatastrophe im Nahen Osten ist ein Dauerthema, jene im Mittleren Osten ebenfalls, desgleichen die Katastrophe in Nigeria, Mali, Tschad, Kamerun. Die Ukraine ist wenn nicht täglich, so doch wöchentlich präsent. Andere Katastrophen fallen weniger auf – auch deshalb, weil niemand in die Länder reisen und frei berichten kann. In Eritrea ist der Handlungsspielraum für Journalisten eng. Zudem können wir nicht immer Journalistinnen und Journalisten in Krisengebiete entsenden, weil wir in der Pflicht stehen, Mitarbeitende zu schützen. Im deutschen Sprachraum wird diese Schutzpflicht noch ernster genommen als in Frankreich, wo Redaktionen ihre Reporter selbst in die gefährlichsten Lagen schicken oder ziehen lassen. Ich stehe zur Schutzpflicht. Ein Korrektiv zur «Unterberichterstattung» gibt es. Manche Katastrophe, die mangels journalistischer Zeugen in den Massenmedien kaum vorkommt, ist präsent in sozialen Medien: dank den Opfern, die sich zu Wort melden, soweit sie Internetzugang haben. Das zeigt sich im Fall von Syrien.

Es gibt auch das Umgekehrte: Katastrophen-Hypes. Die Ebola-Epidemie beispielsweise, die für die betroffenen westafrikanischen Länder unbestritten verheerend war, wurde bezüglich der Gefährlichkeit für Europa eine Zeit lang hochgespielt. Oder man erinnert sich an den Tsunami von 2004. Die Bilder lösten eine Welle von Spenden aus, die von den Hilfswerken fast nicht zu bewältigen war. Sind die Medien nicht der Gefahr ausgesetzt, sich in etwas hineinzusteigern?

Sie sprechen eine grundsätzliche Schwäche des Medienbetriebs an. Insgesamt ist er auf Ereignisse fixiert, obwohl Entwicklungen relevanter sind. Die Aktualität ist das Grundgesetz des Journalismus. In einer Zeit, in der sich nur noch der kleinste Teil der Medien ein Auslandskorrespondentennetz leisten kann, verstärkt sich diese Fixierung aufs Einzelereignis. Man berichtet über Begebenheiten im Ausland aus zweiter Hand, vielleicht entsendet man einen Sonderkorrespondenten. Aber

wo bleibt das Verfolgen langfristiger Entwicklungen durch Fachleute vor Ort, durch Korrespondentinnen und Korrespondenten?

Im Weiteren berühren Naturkatastrophen die Öffentlichkeit stärker als die von Menschenhand gemachten Katastrophen – wobei Naturkatastrophen durchaus von Menschen gemacht sein können. Bei herkömmlichen menschengemachten Katastrophen – Kriegen oder anderen Konflikten – wird es im Lauf der Jahre immer schwieriger, zwischen Tätern und Opfern zu unterscheiden. Die Täter sind ein Stück weit Opfer, die Opfer können Täter sein. Das schafft Distanz, und in einem Teil des Publikums wirkt das Gedankenmuster: Alle am Konflikt Beteiligten sind selbst schuld, sie sollten aufeinander zugehen und sich verständigen! Ein Tsunami hingegen bricht herein, es gibt nur Opfer, das weckt mehr Mitleid. Es ist unsere Aufgabe, dem entgegenzuwirken.

Wie lässt sich dies bewerkstelligen?

Das digitale Zeitalter eröffnet neue Möglichkeiten. Wenn die *Tagesschau* nicht jeden Tag über jede Katastrophe berichten kann, helfen regelmässig aktualisierte Onlinedossiers, um sich auf dem Laufenden zu halten. Solche Dossiers mit Bildmaterial, Infografiken, datenjournalistischen Übersichten usw. sind wertvoll und sorgsam zu pflegen. Selbstverständlich werden sie weniger besucht als Nachrichtensendungen. Aber es ist ein Mittel, Katastrophen präsent zu halten und Prozesse und Entwicklungen zu verfolgen.

Vor bald 70 Jahren begann mit einer Sendung am Westschweizer Radio die Geschichte der Glückskette. Als Trägerschaft wurde später eine Stiftung gegründet. Würde die SRG heute ein solches Engagement ebenfalls eingehen?

Gerade auf dem Hintergrund Ihrer vorherigen Frage bekräftige ich: ja. Die Glückskette ist nicht nur eine wertvolle karitative Institution, sie ist auch ein Instrument gegen die mediale und menschliche Abstumpfung in einer Epoche überhandnehmender Katastrophen. Das Mass an Katastrophen, das wir verkraften, ist beschränkt. So wird das Thema Syrien

immer wieder verdrängt. Die Glückskette bringt diese Katastrophe regelmässig zur Sprache. Sie lädt zum erneuten Mitgefühl, zum erneuten Spenden ein. Aktionen der Glückskette sind auch kleine Beiträge zur Bewusstseinsbildung.

Auch wenn die Glückskette viel Gutes bewirkt, kann man sich fragen, ob sich unabhängiger Journalismus und Sammelkampagnen eigentlich vertragen.

Zur Glückskette steht die SRG SSR 100-prozentig. Es wäre verantwortungslos, wenn die grosse Reichweite der Radio- und Fernsehkanäle der SRG und ihrer Webseiten nicht auch dem guten Zweck diene, Leid zu lindern. Die Redaktionen arbeiten allerdings unabhängig. Wo nötig, kritisieren sie die Arbeit von Hilfswerken. Sie berichten nach professionellen Regeln über die Glückskette, mit ihren Stärken und Schwächen. Das eine ist der Spendenaufruf, das andere ist die journalistische Arbeit. Ich bin im fünften Jahr bei der SRG, nirgends ist mir eine journalistische Gefälligkeit aufgefallen. Es sind zwei Paar Schuhe, getrennt zu halten.

Die journalistische Unabhängigkeit und Glaubwürdigkeit gingen verloren, würde die SRG selbst ein Hilfswerk betreiben. Die Glückskette sammelt Geld mithilfe der SRG-Medien, betraut aber andere Organisationen mit deren Verwendung – unter strenger Qualitätskontrolle; so lassen sich, sollte einmal etwas schief laufen, Konsequenzen ziehen.

Gibt es – wie man innerhalb der Glückskette meint – manchmal fast einen Reflex der Art, als ob die Berichterstattung über die Glückskette besonders kritisch sein müsste?

In Einzelfällen mag es vorkommen, dass eine Redaktion überkritisch berichtet, sobald die leiseste Verbindung zum eigenen Haus besteht. Das ist vielleicht bedauerlich, weil die Berichterstattung nicht ganz so souverän ist. Aber es ist immerhin ein Beleg für ein stolzes Beharren auf journalistischer Unabhängigkeit.

Bei Spendenaufrufen wird die Hilfsbedürftigkeit der Betroffenen in den Vordergrund gestellt. Verstärkt man dadurch nicht unwillkürlich das Bild der Hilflosigkeit der Menschen in armen Ländern, wo doch auch deren Vitalität und Kraft zur Selbsthilfe aufzuzeigen wären?

Die Glückskette leistet Nothilfe und nicht Entwicklungshilfe im eigentlichen Sinn, wobei der langfristige Wiederaufbau bei der Vergabe von Projektgeldern – im Sinn der Nachhaltigkeit – eine wichtige Rolle spielt. Es handelt sich aber klar um Projekte, die direkt mit einer Katastrophe in Verbindung stehen.

Mit ihrem abgestuften Instrumentarium von Appellen und Aktionen wird die Glückskette tätig, wenn dringliche Not an der Frau, am Kind und am Mann ist. Nothilfe ist eine elementare Pflicht des Menschen und einer seiner Reflexe. Liegt ein Mensch am Boden, helfen wir ihm, sich aufzurichten, auch wenn es ihn vielleicht demütigt. Der Unterschied zwischen Not- und Entwicklungshilfe darf nicht verwischen: Wir sind uns einig, dass Entwicklungshilfe durchwegs Hilfe zur Selbstständigkeit sein sollte.

Mit einem Aufruf setzt die Glückskette eine Art Marketingmaschinerie in Gang, die für die akkreditierten Hilfswerke viel Geld wert ist. Andere Organisationen profitieren davon aber nicht. Besteht da keine Ungerechtigkeit?

Streng sind die Kriterien, nach denen ein Hilfswerk akkreditiert wird: Wer sammelt, muss dafür sorgen, dass das Geld wirklich seinem Zweck zugeführt wird. Die Prüfung, ob die Kriterien erfüllt sind, nehmen Fachleute vor, ihre Auslese scheint mir solid zu sein.

Dennoch kann man sich fragen, wieso keine Organisationen akkreditiert werden, die ausserhalb von Katastrophen im Ausland oder in der Schweiz Solidarität praktizieren.

In der Schweiz, erst recht in der Politik, ist es ja verdammt schwierig, Prioritäten zu setzen. Wo immer in unserem Land des Interessenausgleichs